

Die Sehnsucht zwischen den Wellen

2. Band der Sehnsuchts-Trilogie

VORWORT:

LARISSA

Leider musste ich die letzten Jahre feststellen, dass es nicht so einfach ist, die wahre Liebe zu finden. Es gibt zu viele Hindernisse auf diesem Weg – die fehlende Zeit füreinander, zu große Entfernungen oder unterschiedliche Lebensziele.

An meinem Bekanntenkreis sah ich jedoch, dass Liebe möglich war. Es gab Paare, die all diese Hürden überwand. Ihre Liebe war stark genug, und sie waren bereit, füreinander zu kämpfen.

Ihre Liebesgeschichten ließen mich in dem Glauben, dass auch ich es schaffen könnte. In schwierigen Zeiten auszuharren, dranzubleiben und das Gefühl der Hoffnung nicht zu verlieren. Aus einem Flämmchen sollte sich eines Tages ein großes Feuer entfachen und zur wahren Liebe heranwachsen.

Doch dann stand ich da, vor dem Traualtar. Und meinem Mund entschlüpfte ein klares »Nein!«.

KAPITEL 1

Italien, im Frühsommer 2013

LARISSA

Der Schock auf den Gesichtern der Verwandten und Freunde hätte nicht größer sein können. Sie starrten mich an, als ob ich den Verstand verloren hätte. Dabei sagte dieses kurze, eindeutige Wort doch alles aus. Und spätestens als der Bräutigamvater auf mich zustürzte, ahnte ich, dass mein Beschluss für heftige Diskussionen sorgen würde. Ich fühlte mich doch mindestens so elend wie Marco, der sich bestürzt zu mir herabbeugte.

»Was soll das, Larissa? Das ist doch nicht dein Ernst!« In seinen Augen las ich nichts anderes als Entsetzen und sah förmlich, wie eine Welt einstürzte. Marcos perfekte Welt, in der es kein Wenn und Aber gab, keine Grautöne, sondern nur Schwarz oder Weiß. Es tat mir im Herzen weh, ihn jetzt so zu sehen.

Aber nicht nur seinetwegen bedauerte ich den Tumult, der nun ausgebrochen war. Es tat mir leid für unsere Eltern, die sich so sehr auf diesen Tag und unsere endgültige Verbindung bis in alle Ewigkeit gefreut hatten. Sie alle waren sich sicher gewesen, dass ich es diesmal durchziehen und Ja sagen würde. Nicht wie beim letzten Mal, als ich die verschickten Einladungskarten zwei Monate vor der Trauung wieder zurückgerufen hatte.

Dass ich vor Gott und der Welt Marco einen Korb geben würde, damit hatte nicht einmal meine Freundin und Skandalnudel Dani gerechnet. Gerade starrte sie von der Bank in der zweiten Reihe mit riesigen Kulleraugen zu mir herauf. Sie presste sich die Hand auf den Mund, und in ihrem Blick las ich klar und deutlich die Frage: »Wie konntest du bloß?«

Ja, wie konnte ich es wagen, einen Mann wie Marco vor der ganzen Gemeinde bloßzustellen? Er war doch das Beste, was ich finden konnte. Das behauptete zumindest Dani, die all die wichtigen und erfolgreichen Männer zwischen der Lagunenstadt Venedig und dem Gardasee kannte.

Das aufgebrachte Getuschel der Gäste wollte sich trotz der zahlreichen Ermahnungen des Pfarrers nicht legen. In den meisten ihrer Gesichter las ich, dass sie so eine Aktion von mir nicht erwartet hatten. Alle waren sich sicher gewesen, dass ich aus meiner ersten Erfahrung gelernt hätte. Auch meine Eltern.

Mamas Gesichtsausdruck entlockte mir schließlich ein hysterisches Glucksen. Ich hatte noch nie etwas derart Verrücktes zustande gebracht wie das hier. Es übertraf all die langen Partynächte, in denen ich als Jugendliche erst in den frühen Morgenstunden nach Hause gekommen war, und sogar meine schlimmste Aktion, mich als Minderjährige im Ausland mit einem Kriegsflüchtling einzulassen.

Wie musste sich Papa gerade fühlen? Ich wagte es kaum, ihm ins Gesicht zu sehen. Unter gesenkten Augenlidern schielte ich zu dem groß gewachsenen Mann mit dem silbernen Haar hinüber, der bis eben noch neben meiner Mutter in der ersten Reihe der Kirchenbänke gesessen hatte. Jetzt war er aufgestanden und schoss mir einen Blick zu, dass meine Knie weich wurden. Fassungslos schüttelte er den Kopf. Meine Mutter stützte ihn und sah besorgt zu mir herüber. Ich konnte ihre Gedanken lesen. Sie schien abzuwägen, wer von uns beiden sie im Moment mehr brauchte. Natürlich war das Papa. Er sah um Jahrzehnte gealtert aus. Das Grau seiner Haare vermischte sich übergangslos mit der Farbe seines Anzugs und seines Gesichts.

Ich fühlte mich schrecklich. Nicht einmal so sehr wegen Marco, der mir wie eine der Kirchensäulen im Weg stand, sodass mein Plan zu fliehen zumindest für den Moment nicht aufging. Was wollte er? Mich festnageln und mir den Ring mit Gewalt überstreifen? Das passte so gar nicht zu dem überlegten Mann, dem ich beinahe mein Jawort gegeben hätte. Er würde darüber hinwegkommen, so nüchtern und zielstrebig, wie er war. Schließlich zählte für ihn nichts mehr als seine Arbeit.

Und trotzdem traktierte er mich mit Pfeilen, die aus seinen Augen schossen. Gleichzeitig versuchte er, seinen Vater abzuwehren, der auf mich losging und mich aufs Übelste beschimpfte. Es war ihm egal, dass wir in einer Kirche standen und jeder bis hinter die Orgelpfeifen mitbekam, was er von mir hielt. Gut, dass ich jetzt Bescheid wusste.

Ich atmete tief durch und ließ all die Eigenschaften, mit denen mich mein Beinahe-Schwiegervater versah, an mir abprallen. Ich sei undankbar, arrogant, stolz und falsch. Das waren nur die harmlosen. Nachdem er dann aber meine Mutter beleidigte, die ja aus Österreich stammte, ging es erst richtig rund. Papa war plötzlich wieder zum Leben erwacht und mischte richtig mit. Dabei flogen noch weitere Schimpfworte, diesmal in Richtung Schwiegerfamilie. Die beiden Männer brüllten sich an. Die Frauen versuchten, dazwischenzugehen, doch es war sinnlos. Marco und ich standen immer noch da wie zwei Statisten, die darauf warteten, dass die Eltern, die wieder einmal die Hauptrollen an sich gerissen hatten, mit ihrem Auftritt fertig

waren. Das ganze Szenario hatte etwas von einer Theatershow. Nur dass der Applaus des Publikums fehlte.

Endlich griff der Padre ein. Er drohte den Streithähnen, sie aus der Kirche zu werfen, und bezeichnete unsere Väter als kleine Schuljungen. Dann rief er ihnen zu, dass er sie demnächst zur Beichte erwarte. Das gehe ja gar nicht, wie häufig sie Gott allein während der letzten Minuten beleidigt hätten.

Endlich kehrte Ruhe ein.

Um uns herum hatte sich eine Mensentraube gebildet. Die Hand von Marcos Vater flog noch einmal durch die Luft und streifte mein Gesicht. Ich war unfähig, mich zu rühren. Seine Frau zog ihn am Ärmel und kreischte auf. In ihren Augen blitzte es alarmierend. Ich war mir ziemlich sicher, dass meine Fast-Schwiegermutter die Einzige war, die weder enttäuscht noch traurig über meinen Entschluss war. Denn eines wusste ich genau: Wir zwei wären niemals Freundinnen geworden. Das hatte sie mir in den letzten Jahren mehr als einmal deutlich klargemacht. Marco war ihr Ein und Alles, ihr ganzer Stolz, und den würde sie mit niemandem teilen. Schon gar nicht mit mir.

Wie in Trance nahm ich wahr, wie Trauzeugen und Brautführer die Anweisung des Pfarrers befolgten und meinen Schwiegervater in spe, den ich ab sofort nicht mehr als solchen bezeichnen würde, in die Mitte nahmen und ihn dann aus der Kirche begleiteten. Erleichtert seufzte ich auf.

»War es das wert?«, fuhr mich jetzt auch noch Marco an, der die Augen zu Schlitzeln zusammengezogen hatte. »War das alles nur ein Experiment für dich?«

»Spinnst du?« Mit seinen Worten stahl er mir auch noch den letzten Rest Mut, den ich gerade zusammengekratzt hatte, um mich bei ihm zu entschuldigen. Heftig schluckte ich alles hinunter, was ich eigentlich hatte sagen wollen.

»Ich bin nicht derjenige, der dich heute hier vor aller Augen stehen gelassen hat.«

Oh Gott! Es schmerzte, dass ausgerechnet er, der mich eigentlich gut genug kennen müsste, dachte, ich hätte es nur aus einer Laune heraus getan. Glaubte er tatsächlich, ich hätte mir das weiße Kleid nur zum Spaß angezogen und die Kirche einfach so mit Blumengestecken und weißem Organza schmücken lassen?

Der Pfarrer hatte gleich nach meinem *Nein* das Gebetbuch mit einem lauten Geräusch zugeklappt. »Larissa«, sagte er jetzt in väterlichem Ton, und ich fühlte mich irgendwie beschützt, als er direkt neben mich trat. Padre Pietro kannte mich seit meiner Kindheit und wusste wohl mehr über mich, als mir lieb war. »Überlege dir gut deinen nächsten Schritt.«

Das war in etwa alles, was ich noch mitbekam, bevor mich ein Schwindelgefühl erfasste. Dani sprang zu mir und fasste mich am Arm. »Soll ich dich an die frische Luft begleiten?« Ich nickte dankbar und raffte mein Kleid an beiden Seiten zusammen, während Marco nach wie vor mit aufgerissenen Augen dastand.

»Es tut mir leid«, war das Einzige, was ich noch hervorbrachte. Ich stand kurz vor einem Zusammenbruch.

Mit letzter Kraft wandte ich mich den Gästen zu, die noch wilder durcheinanderredeten und zu spekulieren schienen, wie es denn nun weitergehe. Weniger mit Marco und mir als vielmehr mit der Hochzeitsfeier. Schließlich sei man bereits ziemlich hungrig und habe sich seit Wochen auf das leckere Menü gefreut. Pfarrer Pietro kam mir zuvor, indem er mir eine Hand auf die

Schulter legte und die Gemeinde zur Besinnung rief. Gütig sah er mich an, so als ob er mir bis auf den Grund meiner Seele blicken könnte.

»*Padre*, es tut mir leid. Ich muss jetzt ...«

Blitzte da ein Anflug von Mitgefühl in den Augen des Priesters auf?

Dani zog an meinem Arm. »Lass uns endlich nach draußen gehen. Du bist im Gesicht schon fast so weiß wie dein Kleid.«

Genau so fühlte ich mich auch. So als ob eine ganze Horde von Vampiren mir Blut aus dem Körper gesaugt hätte. Allen voran Marcos Vater. Keinen Augenblick länger ertrug ich Marcos Anblick. Er schnürte mir die Kehle zu.

Ich schüttelte Dani ab, verkrampfte die Hände, die den bodenlangen Stoff aus edelstem Satin hielten, und stürzte über den mit Rosenblüten übersäten Boden das lange Kirchenschiff entlang auf den Ausgang zu.

Aus dem Augenwinkel registrierte ich den gut aussehenden Mann, der mir ritterlich die Tür aufhielt. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Ob es sich um Danis neueste Eroberung handelte?

Egal, das spielte jetzt keine Rolle. Der enttäuschte Blick meines Vaters, als ich an meinen Eltern vorbeigestürzt war, hatte sich bis in meine Eingeweide gebrannt. Erst kürzlich hatte er noch gemeint, wie stolz er auf mich sei und darauf, was ich im Leben erreicht hätte. Beruflich wie privat.

Diese Worte waren ausgerechnet von ihm gekommen, der, bis Marco in mein Leben getreten war, an jedem der Anwärter auf meinen Zukünftigen etwas auszusetzen gehabt hatte. Doch an Marco konnte er rein gar nichts finden. Wie denn auch? Mein Bräutigam war schlichtweg jedermanns Darling. Und diesmal galt das sogar für Papa.

Marco erfüllte rein objektiv gesehen alles, was sich eine Frau von einem Mann wünschen konnte. Er war beruflich erfolgreich, besaß einen großen Freundeskreis und stammte aus einer guten Familie. Seine Eltern hatten die Baufirma aufgebaut, in die er eingestiegen war. Marco sah überdurchschnittlich gut aus mit dem dunklen Haar und den maronenbraunen Augen. Und er hatte mich nie zu etwas gedrängt, das ich nicht gewollt hätte. Von Kindern war nie die Rede gewesen. Dazu war jeder von uns beiden zu sehr in seinem beruflichen Alltag festgefahren: Marco in der elterlichen Firma und ich im Hotel, in dem ich als Vertretung des Hotelchefs arbeitete.

Vielleicht war genau das der Grund, der mich seinen Heiratsantrag hatte annehmen lassen. An Marcos Seite fühlte ich mich unabhängig. Mein Verlobter legte den Fokus auf sein Leben, ich auf meines. Ich konnte quasi tun und lassen, was ich wollte. Ein Gefühl, auf das ich schon in jungen Jahren großen Wert gelegt hatte.

Und es gab niemanden in meinem Leben, der das besser wusste als Paps. Die Meinung meines Vaters war mir schon immer wichtig gewesen. Und jetzt – hatte ich ihn enttäuscht. Schon wieder.

»Hör mal, Larissa, ich kann verstehen, wenn die Nerven mit dir durchgegangen sind. Es war ein wahnsinnig aufregender Moment vorhin. Vielleicht hätten wir doch nur mit unseren Eltern in der kleinen Kapelle drüben ...«

Verblüfft starrte ich den Bräutigam an, der keiner mehr war. Trotz seines sonnengebräunten Teints war er blass um die Nase. So hatte er nicht einmal am Morgen nach seinem Junggesellenabschied ausgesehen.

Dani, die mir ebenfalls gefolgt war, trat diskret ein Stück zurück und verwickelte meine Jahrgangskollegen in ein Gespräch. Meine ehemaligen Schulkameraden hatten anlässlich unserer Hochzeit direkt vor der Kirche einen Aperitifstand aufgebaut.

»Dann können wir den Reis wohl heute in den Topf werfen«, hörte ich einen von ihnen sagen, als er die zahlreichen Beutel in einen Karton packte, mit deren Inhalt wir nach der Trauung überschüttet worden wären. Eine traditionelle Geste, die Fruchtbarkeit symbolisieren sollte. Wobei ich auf diese Aktion ohnehin gerne verzichtet hätte. Baldiger Nachwuchs war wie gesagt in unserer Planung nicht vorgesehen gewesen.

»Lass uns doch miteinander reden, Larissa!«

»Ich kann jetzt nicht.« Anscheinend wollte es Marco nicht kapieren.

Mein Mut, ihm knallhart ins Gesicht zu sagen, dass ich ihn einfach nicht genug liebte, um das Leben an seiner Seite für immer fortzuführen, schrumpfte. Genauso wenig wollte ich ihm vor all den Hörlustigen erklären, dass mir immer etwas gefehlt hatte. Bloß was?

Am besten wäre es wohl, wenn ich mich erst einmal auf die Suche nach dieser gewissen Erfüllung im Leben begab. Ich wusste ja noch nicht einmal, worin diese für mich bestand.

»Es liegt weder an den Menschen noch an der Kirche, Marco.«

»Woran dann?« Seine Arme ruderten durch die Luft, als wären sie außer Kontrolle geraten. Jetzt hatte auch er seine Stimme erhoben, sodass man jedes seiner Worte problemlos auf der gegenüberliegenden Straßenseite mithören konnte. Am liebsten wäre ich mitsamt meiner Schleppe im Erdboden versunken. »Larissa, bitte erkläre es mir! Ich möchte das alles zumindest verstehen können.«

Doch ich drehte mich weg. Marcos Temperament, das er sonst so gut zu zügeln wusste, kam mit Wucht zum Vorschein und erschreckte mich. »Du kannst mich nicht verstehen.«

»Aber wieso denn nicht?«, rief er so laut, dass es auch die Gäste, die immer noch in der Kirche ausharrten, verstehen mussten.

Nun traten auch sie ins Freie. In ihren Gesichtern las ich ein breites Spektrum an Gefühlen. Von Enttäuschung bis Neugierde und Verärgerung war alles dabei. Etwas abseits blieben sie stehen und schienen abzuwarten.

»Marco, ich kann es jetzt nicht erklären«, rief ich aus, bevor ich über die breiten Stufen aus Kopfsteinpflaster in Richtung Straße floh. Mein Brautführer wartete am Hochzeitswagen auf mich.

»Larissa, wo willst du denn hin?« Marco hatte mich eingeholt.

»Keine Ahnung. Bloß fort von hier.«

Sein Freund, der Brautführer, zog ihn beiseite und sprach sehr bestimmt auf ihn ein.

Mein Geist war bereits fortgeschwebt. Weit genug von allem. So hatte ich es bereits in meiner Kindheit gemacht, wenn ich mich von einer Situation überfordert gefühlt hatte. Ich hatte mich ausgeklinkt und war in meine Welt geflüchtet. Eine Welt, die ausschließlich in meiner Vorstellung existierte. Wie schon so oft würde mir diese Methode auch heute zu Gemütsruhe verhelfen.

Gerade sah ich mich an einem mir unbekanntem Ort. Von Wärme eingehüllt und als einziges Geräusch das Plätschern des Meeres im Hintergrund. An diesem Ort existierten weder frustrierte Hochzeitsgäste noch ein geknickter Bräutigam oder gar ein wütender Schwiegervater.

Wo verflucht noch mal befand sich dieser Ort? Offenbar nur in meiner Fantasie. Schwer seufzte ich auf.

»Larissa.«

Die tiefe, aber sehr wohlklingende Frauenstimme ließ mich herumfahren. »Tatjana! Du bist hier!«

Meine Freundin aus dem ehemaligen Jugoslawien stand vor mir. In der Aufregung hatte ich gar nicht daran gedacht, nachzusehen, ob sie gekommen war. Und ehrlich gesagt hatte ich überhaupt nicht mit ihr gerechnet. Meine ehemalige Arbeitskollegin war beruflich sehr eingespannt und hatte mir nicht fix zusagen können. Umso mehr freute ich mich jetzt, sie nach langer Zeit wieder einmal in die Arme schließen zu können.

»Was für eine schöne Überraschung«, wisperte ich an ihrem Hals und schloss die Augen. Eine Wolke aus Parfüm hüllte mich ein. Es roch nach frischer Meeresbrise, durchzogen von einer leichten Nuance von Bougainvillea. »Wie toll du aussiehst! Noch besser als beim letzten Mal.« Die achtunddreißig Jahre sah man meiner Freundin, mit der mich in den letzten Jahren ein sporadischer Austausch per Handy verbunden hatte, nicht an. Tatjana sah nach wie vor aus wie ein Model, das jederzeit über einen Laufsteg schweben könnte. Nun gesellte sich zu ihrer Schönheit auch noch die Ausstrahlung einer Frau, die im Gegensatz zu mir genau wusste, was sie vom Leben erwartete.

Natürlich registrierte sie die heißen Männerblicke, die wie hypnotisiert an ihr klebten. Doch sie ignorierte die Jungs, die bei der frühlommerlichen Hitze in ihrem dunklen Anzug mit der engen Krawatte schwitzten. Für einen Augenblick schienen sie völlig vergessen zu haben, wie sehr sie mich hassten, weil ich ihren Kumpel abserviert hatte.

»Danke, dass du gekommen bist.«

Ihre untertassengroßen Augen musterten mich aufmerksam. Auch sie schien in mir zu lesen wie in einem Buch. Das liebte ich so an ihr. Tatjana würde mir keine Fragen stellen, es sei denn, ich rückte selbst mit der Sprache heraus.

Über ihre Schulter hinweg beobachtete ich, wie Marcos und Sebastianos Kinnläden ebenfalls synchron nach unten klappten, während sie meine Freundin vom Ansatz des glänzenden Haares bis zu den Stöckeln ihrer High Heels scannten. »Eigentlich müsste ich beleidigt sein, wenn ich im weißen Kleid zur Nebensächlichlichkeit werde«, beschwerte ich mich augenzwinkernd und deutete auf die Männer. »Aber ich kann sie verstehen.«

Die Guten wussten bloß nicht, dass sie sich an Tatjana den Kopf einschlagen würden.

»*Duša* du!« Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken, als ich die liebevolle Bezeichnung in Tatjanas Muttersprache vernahm. So hatte sie mich schon damals in Österreich genannt. »Das Kompliment gebe ich gerne zurück«, sagte sie strahlend.

Tatsächlich war meine Freundin, die jetzt in Kroatien wohnte, der einzige Mensch von einhundert Personen, der im Umkreis von fünfzig Quadratmetern fröhlich grinste. Sie verhielt sich, als hätte die Hochzeit bereits stattgefunden und man wäre beim Gratulieren angelangt. »Du siehst aus wie eine Märchenprinzessin!«, schwärmte sie überschwänglich, und ich war mir durchaus bewusst, dass sie mich damit aufheitern wollte. »Und wenn du nicht alle sieben Jahre einen Anlauf starten würdest, zu heiraten, bekämen wir uns überhaupt nicht mehr zu Gesicht.« Der für sie so typische Sarkasmus war ihr über die Jahre nicht abhandengekommen. Ich mochte Tatjana trotzdem – oder gerade, weil sie so war. Sie hielt mit ihrer Meinung nie hinterm Berg. Daran hatte ich mich anfangs zwar gewöhnen müssen, weil – seien wir doch mal ehrlich – nur

die wenigsten Menschen uns mit Aufrichtigkeit begegneten. Tatjana gehörte zu dieser Handvoll, auch wenn ihre Offenheit manchmal auch wehtun konnte. Und dennoch hätte ich ihre Freundschaft trotz der räumlichen Entfernung zwischen uns niemals missen wollen.

»Reib es mir bloß auch noch unter die Nase.« Scham stieg in mir auf. Sie hatte ja recht. Es war nicht das erste Mal, dass ich Nein gesagt hatte. Aber das erste Mal in Gegenwart des Pfarrers. Erneut zog sie mich in die Arme, und da geschah etwas Sonderbares. Die Verzweiflung, die mich gerade noch zermürbt hatte, bröckelte von mir ab. Sie verließ mich wie eine Wolke aus Staub, hob sich empor und verschwand im Nichts. Ich fühlte mich erlöst. Befreit. Es war, als hätte sich eine schützende Decke aus Sonnenstrahlen um mich gelegt. Und dennoch brach ich in Tränen aus.

»Hey, hey, verflixt. *Duša* du! Was machst du bloß für Sachen?« Der Klang von Tatjanas Stimme war wie üblich eine Mischung aus dezentem Mitgefühl und Coolness. Diese Frau haute nichts und niemand so schnell aus ihren High Heels. Schon gar nicht eine geplatze Hochzeit. Tatjana hatte schon Schlimmeres erlebt.

»Du bist extra aus Kroatien angereist«, schluchzte ich in ihr rotes Designerkleid, das sich eng um ihren schlanken Körper legte.

»Eine fantastische Ausrede, um der Arbeit zu entkommen und meine beste Freundin aus Italien endlich im Brautkleid zu sehen.«

»Das hast du geschafft.« Dankbar griff ich nach dem Taschentuch, das mir über ihre Schulter gereicht wurde, und wischte mir die Tränen fort. »Und trotzdem wird es keine Hochzeit geben. Es tut mir so leid.«

»Bei mir brauchst du dich doch nicht zu entschuldigen. Sprich lieber mit deinem Bräutigam.« Tatjana rückte noch näher an mich heran. »Ich weiß gar nicht, wie du zu so einem Prachtexemplar eines Italieners Nein sagen kannst. Überleg es dir gut. Vielleicht sollte ich doch einmal ein Auge auf einen Mann aus *Bella Italia* werfen.«

»Hach!« Ich lachte auf. »Ausgerechnet du mit deinen veralteten Ansichten von wegen, man soll im eigenen Dorf bleiben, wenn man heiratet.« Das war zwar etwas übertrieben, aber so in etwa hatte sie mir schon in jungen Jahren ihre Einstellung klarzumachen versucht.

»Das Leben verändert einen. Sogar ich kann meine Meinung ändern.«

Tatjana doch nicht. Ich vermied eine übertriebene Grimasse, um mein Make-up nicht vollkommen zu zerstören – obwohl das jetzt auch egal war.

Sie zwinkerte listig. Nach einem Blick über meine Schulter, hinter der sich vermutlich immer noch mein Bräutigam befand, wurde sie gleich wieder ernst. »Jetzt geh schon und rede mit ihm. Es wird bestimmt noch alles gut.«

Das bezweifelte ich. Die Leichtigkeit, die mich eben noch erfüllt hatte, wich erneut einer Schwere. Am Rande hatte ich mitbekommen, wie Marco mithilfe meines Brautführers den Gästen zu erklären versuchte, dass wir die »Angelegenheit«, wie er es nannte, verschieben würden. Er schickte die Leute aber trotzdem ins Restaurant mit den Worten: »Das Hochzeitsmenü dürft ihr euch keinesfalls entgehen lassen!«

»Kommt ihr denn nach?«, riefen ein paar unserer Freunde durcheinander.

»Natürlich«, antwortete er schlicht, so als ob es selbstverständlich wäre, dass wir beide einträchtig dort aufkreuzten.

Ein paar der Gäste nickten zufrieden und ließen sich mit der Aussicht auf ein Sieben-Gänge-Menü versöhnlich abspeisen.

Hände strichen mir im Vorbeigehen über die Schulter, tröstende Worte fielen. Doch ich konnte niemandem ins Gesicht sehen. Ich schämte mich so sehr, dass ich nur einen einzigen Wunsch hegte: mich in Luft aufzulösen.

Bereits die Tage zuvor hatte ich mich ständig gefühlt, als ob ein Meer von Zweifeln mich zu überfluten drohte. Tief in mir drinnen hatte ich gewusst, dass ich eigentlich Nein sagen wollte. Aber ich war unsicher und voller Panik gewesen.

Jetzt, als ich die Augen schloss und langsam meinen Atem kontrollierte, wusste ich, dass ich das Richtige getan hatte. Ich war meiner Intuition gefolgt. Meiner inneren Stimme, die mich längst vor diesem Schritt gewarnt hatte.

Immer noch lehnte ich an Tatjana, die mich festhielt und gleichzeitig in ihrer Muttersprache auf jemanden einredete. Sie reichte mir ein weiteres Taschentuch. Erst als ich freie Sicht hatte, erkannte ich den Mann wieder, der mir vorhin die Kirchentür aufgehalten hatte. Es war Tatjanas Begleiter. Fragend sah ich sie an. Doch ich war zu überwältigt von dem, was gerade geschehen war. Bestimmt würde sie mir später erzählen, ob der attraktive Mann ihr neuer Freund oder bloß ein Kumpel war.

Seufzend wandte ich mich Marco zu. In seinen Augen lag ein letzter Funken Hoffnung. »Marco, *mi dispiace veramente*, es tut mir wirklich leid, vor allem, dass ich dich so bloßgestellt habe.« Und mich selbst gleich mit. »Ich muss jetzt allein sein.«

»Aber Scha... äh, nein, ich meinte ... Larissa. Bist du dir ganz sicher, dass ich nicht mitkommen soll?«

Erschüttert beobachtete ich das Mienenspiel auf seinem Gesicht. Was wollte er jetzt noch von mir, nach dieser Blamage, die ich ihm angetan hatte? War er nicht wütend? So wie sein Vater, der von unseren Kollegen entfernt werden musste, weil er sich nicht mehr unter Kontrolle gehabt hatte.

In Marcos Mimik spiegelte sich eine Mischung aus Mitgefühl und Unverständnis. Und noch etwas anderem. Ich vermied es, das große Wort, das so viel bewirken konnte, auch nur zu denken.

Wie konnte er mich jetzt noch lieben?

Seine Augen sprachen eine sehr deutliche Sprache. Nicht ihm gebührte das Mitleid, das mich durchströmte, sondern mir selbst. Und für einen winzigen Augenblick hasste ich mich für das, was ich ihm nach all den gemeinsamen Jahren angetan hatte. Oder war das alles bloß ein mieser, blöder Traum? Einer von denen, die mich immer wieder heimsuchten?

Offenbar nicht. Tatjanas lange Finger bohrten sich in meinen Arm, zum Zeichen, dass ich reagieren sollte. Ich löste mich aus meiner Starre. Erst jetzt wurde mir das Ausmaß des Ganzen bewusst. Ich hatte einhundert Menschen den Tag versaut. Am meisten aber Marco und mir selbst. Flutartige Hitze gesellte sich zu der Kälte, die bisher in meinem Inneren geherrscht hatte. Das Gefühlschaos glich einem Vulkanausbruch. Und dennoch blieb ich ganz bei mir.

Willkommen zurück im echten Leben! Ich hatte es tatsächlich vermässelt. Den größten und schönsten Tag im Leben einer Frau. Und was noch schlimmer war: Ich hatte Marco verloren. Noch immer starrte er mich an mit diesem Welpenblick. Es war kaum auszuhalten. Keinesfalls durfte ich mich jetzt dazu hinreißen lassen, bei meinem verstoßenen Bräutigam Hoffnung zu schüren. Zuerst musste ich mich selbst wiederfinden.

»Marco«, das Kratzen in meinem Hals war unüberhörbar, »es ist wohl besser, wenn wir uns eine Weile nicht mehr sehen. Und ja, diesmal bin ich mir ganz sicher. Mach's gut inzwischen.«

Ich brachte sogar noch den Mut für eine flüchtige Umarmung auf, dann wandte ich mich hastig ab.

Ich wollte nicht weiter mit ansehen müssen, wie er sich vom Brautführer trösten ließ, der bisher alles gegeben hatte, um Marco mit Worten aufzubauen. Noch nie war ich Sebastiano so dankbar für seine Sprachgewandtheit gewesen. Er hätte heute einen exzellenten Tischredner abgegeben und könnte problemlos eine Show moderieren. Ich hoffte inständig, dass es ihm gelingen würde, Marco aufzurichten.

»Komm, Larissa, mein Cousin Leon und ich begleiten dich.« Wie gut, dass Tatjana da war. Wieder einmal zum richtigen Zeitpunkt. Irgendwie schaffte sie es immer, mir in den wichtigsten Momenten – oder sollte ich lieber *gravierendsten* sagen? – zur Seite zu stehen. Sie und ihre männliche Begleitung fuhren mich nach Hause.

Ich saß in meinem Jugendzimmer auf dem Bett. Wie lange hatte ich hier in meinem Elternhaus nicht mehr übernachtet. Es war alles noch so, als ob ich es erst gestern verlassen hätte. Das Bett war frisch bezogen mit dem jugendlichen Design meiner Lieblingswäsche. Die verschiedenfarbigen Tapeten in Gelb und Schwarz mit Blumenbordüren, die ich als Kind ausgesucht hatte, zierten immer noch die Wände. Quer darüber prangte ein Spruch, den ich als Vierzehnjährige mit Filzstift an die Wand gekritzelt hatte: »*Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit, und das Geheimnis der Freiheit ist der Mut.*« (Perikles)

Abseits des Trubels kam mir jetzt auch noch meine gescheiterte Beziehung zu meinem vorhergehenden Verfloresenen in den Sinn. Bestimmt trug er die Schuld an meinem Unglück. Schon damals, vor Marco, hatte ich mit einem Mann eine gemeinsame Zukunft geplant. Und ich hatte geglaubt, endlich mein Leben unter Kontrolle gebracht zu haben. Bis ich merkte, dass mir die Freiheit und Unabhängigkeit über alles gingen und ich wohl nie das brave Hausmütterchen hinter dem Herd abgeben würde, das mein vor Eifersucht kranker Ex von mir erwartete. Er sah uns bereits mit einer Fußballmannschaft von Kindern und einem Minizoo in einem Wohnhaus in der Pampa. Die endlosen Diskussionen mit ihm drehten sich schlussendlich nur noch um dieses nervenzermürende Thema. Und nach sieben gemeinsamen Jahren, von denen wir die Hälfte miteinander im Hotel gearbeitet hatten, verließ auch ihn die Euphorie hinsichtlich einer gemeinsamen Zukunft. Zum Schluss war es allein das Drängen unserer Eltern, dem wir nachgaben. »Wenn man so lange zusammen ist und bereits zusammenlebt, fehlt nur noch der Trauschein. Sonst stimmt etwas nicht in eurer Beziehung.« Wie recht sie hatten, zumindest mit dem zweiten Satz. Es hatte so einiges nicht mehr gestimmt. Und es war fast schon zu spät gewesen, als ich eingesehen hatte, dass ein ganzes Leben an der Seite eines Menschen doch sehr lange dauern konnte. Bis auf die Anzahlung für das Brautkleid und das Hochzeitsmenü war die Annullierung der Hochzeit im Vergleich zu dem Drama von heute bloß ein halber Beinbruch gewesen.